



Volksgemeinschaft – Ausgrenzungsgemeinschaft. Die Radikalisierung Deutschlands ab 1933

4. Internationale Konferenz zur Holocaustforschung

**Eine Konferenz der Bundeszentrale für politische Bildung in Kooperation mit der
Universität Flensburg und der Humboldt-Universität zu Berlin**

27. – 29.1. 2013 in Berlin, dbb forum berlin, Friedrichstraße 169/170

Uffa Jensen, Max-Planck-Institut, Berlin

Beitrag zum Podium: Die Umformatierung des Sozialen: Volksgemeinschaft –
Ausgrenzungsgemeinschaft, Teil 2
27. Januar 2013, Berlin

Emotionen und Gemeinschaft¹

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
für die Frage nach dem Zusammenhang von Gemeinschaft und Emotionen möchte ich mich heute auf die Rolle von Antisemitismus im frühen NS-Regime, d.h. auf die Vorkriegszeit konzentrieren. Ich werde zunächst eine Quelle behandeln, aus der ich eine Art Geschichte erzählen werde, um sie dann zu interpretieren. Im Anschluss daran gehe ich auf die Geschichte der Emotionen und ihren Ansatz ein. Schließlich versuche ich eine Einordnung des Gesagten in die Geschichte des NS und die neueren Forschungsansätze zur Volksgemeinschaft. Vorab ist noch hinzuzufügen,

¹ Vortrag bitte nicht ohne Einverständnis des Autors (jensen@mpib-berlin.mpg.de) zitieren.

dass ich antisemitische Bilder als Gegenstand verwende, auch um sie detaillierter zu analysieren. Diese können manchmal verstörend wirken, was mir bewusst ist. Allerdings bin ich überzeugt, dass Antisemitismus ein komplexes soziales und emotionales Phänomen darstellt, weshalb man genau hinschauen und die Logik des Antisemitismus ernst nehmen sollte.

Ich beginne meinen Vortrag mit einer kleinen Geschichte. Die kranke Inge weigert sich zum jüdischen Doktor Bernstein zu gehen, obwohl die Mutter ihr immer wieder dazu rät. Beim *Bund Deutscher Mädchen* haben sie Inge gesagt, dass Deutsche nicht zu einem jüdischen Arzt gehen dürfen, schon gar kein Mädchen. ‚Viele deutsche Mädchen würden zu jüdischen Ärzten zur Heilung gehen und bekämen dafür Krankheit und Schande!‘ Die Mutter hält das Gerede der BDM-Mädchen für Blödsinn, und behauptet Doktor Bernstein sei in Ordnung. Unter Androhung von Gewalt lässt sich Inge schließlich überreden und geht zum jüdischen Doktor. Im Wartezimmer sitzend, hört Inge weibliche Schreie aus dem Behandlungsraum und ein spöttisches Lachen. Aber sie wartet dennoch weiter, bis sich die Tür öffnet (Bild):

„Inge schaut auf. Der Jud erscheint. Ein Schrei kam aus Inges Mund. In Schrecken lässt sie die Zeitung fallen. Panisch springt sie auf. Ihre Augen starren in das Gesicht des jüdischen Doktors. Und dies ist das Gesicht des Teufels.

In der Mitte des Gesichts sitzt eine stark gekrümmte Nase. Hinter der Brille starren zwei kriminelle Augen. Und ein Grinsen geht über die vorstehenden Lippen. Ein Grinsen, das sagen will: ‚Jetzt hab ich dich endlich, kleines deutsches Mädchen!‘²

Inge kann sich dem Zugriff des Doktors erwehren und flieht aus der Praxis. Als die Mutter ihre verschreckte Tochter sieht und ihre Geschichte hört, muss sie zugeben, dass die vom BDM Recht hatten und dass man von den Kindern noch viel lernen könne.

(Bild) Diese kleine Geschichte steht an prominenter Stelle in dem nationalsozialistischen Kinderbuch *Der Giftpilz*, das der Hauptschriftleiter Ernst Hiemer 1938 im Nürnberger *Stürmer*-Verlag veröffentlichte und das von Philipp Rupprecht alias Fips bebildert wurde. Rupprecht war der NS-Karikaturist des *Stürmers* und dort insbesondere bekannt für die Stürmertypischen Judenkarikaturen. Wie oft auch bei diesen *Stürmer*-Bildern erscheint auch im *Giftpilz* die propagandistische Message eindeutig, der Antisemitismus ist überdeutlich – und so auch nur selten in anderen Kinderbüchern zu finden.

² Ernst Hiemer, *Der Giftpilz*, Nürnberg 1938, S. 32. Das Buch ist als pdf im Internet verfügbar.

Derartige Bilder werden – meinem Eindruck nach – vor allem in älteren Forschungsarbeiten und gelegentlich noch in der Öffentlichkeit verwendet, um den perfiden Antisemitismus der NS-Propaganda zu veranschaulichen. In der jüngeren Forschung wird hingegen eher selten auf diese vermeintlich so eindeutigen Bilder hingewiesen. Und dies geht zumeist einher mit einer Kritik an einem klassischen Verständnis von NS-Propaganda, das vor allem auf diese Bilder verwies. Man dürfe, so scheint mir heute eher die Annahme zu sein, die Wirkungsmacht von Propaganda nicht überschätzen, da sich Menschen längst nicht so leicht manipulieren lassen, wie es den Anschein hatte. Vor allem darf man die öffentliche Meinung in der deutschen Gesellschaft nicht mit den Ansichten der NS-Propaganda gleichsetzen, wie es früher oft getan wurde. Die Rezeption der Propaganda war oft kreativer und lässt sich nicht auf eine einfache Bild-Wirkung-Relation reduzieren, sondern muss speziell untersucht werden.

Das leuchtet mir auch ein. Trotzdem habe ich den Verdacht, dass wir diese Bilder und Texte oft zu schnell beiseite legen und uns nicht fragen, wie darin Antisemitismus eigentlich aktiviert werden soll. Was machen diese Bilder eigentlich mit ihren Betrachtern? Oder, präziser gesagt, welche Vorstellungen finden wir in ihnen darüber, wie sie wirken wollen? Was sagen diese Bilder und Texte darüber, wie sie gelesen werden sollen? Das müssen wir von der Rezeption unterscheiden, die wir bei den Zeitgenossen selbst finden – und die wir gesondert erforschen müssen, wofür wir aber nur oft nur wenige Quellen haben.

Erlauben Sie mir noch zwei Vorbemerkungen, bevor ich zur Inge-Geschichte noch einmal zurückkehre:

Zum einen gehe ich grundsätzlich von der Annahme aus, dass die Wirkung solcher antisemitischen Texte und Bilder nicht rein kognitiv, also rein rational ablief, sondern dass derartige Gebilde gerade versuchen wollten, Emotionen gegen Juden hervorzurufen. Zum anderen müssen wir, wenn wir über die intendierte Wirkung nachdenken, reflektieren, mit welchem Gegenstand wir es zu tun haben. In diesem Fall handelt es sich um ein Kinderbuch. Das ist wichtig, um die Wirkungsmöglichkeiten des Buches einschätzen zu können. Je nachdem wie alt das Kind ist (und dieses Buch wurde offenkundig für Schulkinder ebenso wie für junge Jugendliche entworfen), ändert sich z.B. die Bedeutung der Bilder. Wenn Kinder noch nicht besonders gut lesen können, sind sie zunächst auf die Bilder angewiesen,

um dann evtl. die Geschichte von einem Erwachsenen vorgelesen zu bekommen. Das Bild-Text-Verhältnis ist daher sehr wichtig und ich werde darauf zurückkommen. Über die Bedeutung von Kinderbüchern für das emotionale Lernen arbeiten wir gerade am *Max-Planck-Institut für Bildungsforschung* besonders intensiv. Wir haben dabei zwei wesentliche Dinge erkannt: Zum einen erlernen Kinder vor allem von der Mitte des 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts die verschiedensten Emotionen nicht nur, aber in besonderer Weise anhand von Kinderbüchern. Zum anderen ist dabei besonders wichtig, dass diese Bücher den Kindern zunehmend weniger moralisch eindeutige Narrative präsentieren, also jene bekannten Geschichten mit einer Moral am Ende. Vielmehr bieten diese Bücher immer häufiger den Kindern konkrete, lebensnahe Situationen an, die in der Regel ein gleichaltriges Kind in der Geschichte durchlebt. In diese Situationen können sich Kinder hineinversetzen und sich in den Held oder Heldin einfühlen. Wir glauben, dass Kinder so bestimmte Emotionen ausprobieren und erlernen können, was wir als mimetisches Erlernen von Emotionen bezeichnen.

(Bild) Doch zurück zu Geschichte von Inge, die ich mir etwas genauer anschauen möchte. Lassen Sie mich zunächst auf das Zusammenspiel von Bild und Text eingehen, aus letzterem hatte ich die Geschichte verkürzt referiert und auch zentrale Aussagen wiedergegeben. Was fällt an dem Bild auf: Es scheint zur Geschichte zu passen, die im Text erzählt wird, aber schauen wir genauer hin. Eigentlich wird das Geschehen unmittelbar vor der Zudringlichkeit des Arztes gezeigt, von der im Text die Rede war. Auch die Schreie aus dem Behandlungszimmer sind nicht visualisiert. Selbst die Aushänge an der Wand des Wartezimmers und die Zeitschriften auf dem Tisch erscheinen harmlos. Auf das, was laut Text gleich passieren wird und – noch schlimmer – auf das was droht, wenn Inge nicht flüchtet, weist uns nur eins hin: die Physiognomie, eigentlich nur das Gesicht des jüdischen Arztes. Und die Bildunterschrift sagt uns gleich noch mal, was wir schon erkannt haben sollen: „Hinter den Brillengläsern funkeln zwei Verbrecheraugen und um die wulstigen Lippen spielt ein Grinsen!“³

Wenn man so will, konzentriert sich also auf der visuellen Ebene alles auf diese jüdische Fratze. Aber worum geht es eigentlich? Der Text macht es deutlich, indem er das Wort „Schande“ benutzt. Es geht also um ‚Rassenschande‘, wie der damalige

³ Ebenda, S. 30.

NS-Begriff lautete; dem jüdischen Doktor wird in dieser antisemitischen Phantasie unterstellt, blonde deutsche Mädels zu vergewaltigen. Zugleich ist das in einem Kinderbuch nur begrenzt visualisierbar, während im Text mehr Andeutungen erlaubt sind. Im Bild kann die sexuelle Bedrohung nur, wenn überhaupt, im „Gesicht des Teufels“ verdichtet werden.

Hier haben wir also, was wir von unserer Beschäftigung mit Kinderbüchern schon kennen, eine konkrete Alltagssituation, die ein Kind sich vorstellen kann: der Besuch beim Arzt. Und nur das Gesicht des Juden deutet für das Kind an, wie es die Situation zu lesen hat, nämlich als Bedrohung. Der Text, den das Kind dann vielleicht vorgelesen bekommt oder nun selbst zu lesen beginnt, klärt es darüber auf, was das Gesicht schon zu sagen schien! Diese Bildstrategie, alles auf das Gesicht des Juden zu konzentrieren, lässt sich noch in anderen Bildern aus dem *Giftpilz* finden. (Bild)

Eine andere Strategie taucht hingegen bei unserem Beispiel nur im Text auf: das BDM-Mädchen Inge war von Beginn an schlauer als ihre Mutter, weil sie nicht zum jüdischen Arzt gehen wollte. In anderen Bildern von Hiemers *Giftpilz* wird der Wissensvorsprung der Jugend visuell umgesetzt, etwa in diesem Bild mit der Überschrift „Wie ein deutscher Bauer von Haus und Hof geleitet wird“ (Bild). Hier sehen wir dem Jungen zu, wie er erkennt, was passiert. Die Unterschrift teilt uns seine Erkenntnis mit: „Du, Vater, wenn ich einmal einen Bauernhof habe, dann darf ein Jude überhaupt nicht in mein Haus herein...“⁴ Die Kinder und Jugendlichen in diesem Buch stehen also meist im Zentrum der Geschichten und des Bildes. Sie sind die Figuren, anhand derer das lesende Kind die Situationen versteht und in die es sich hinein fühlen soll. Das ist in einem NS-Kinderbuch natürlich kein Zufall. Zum einen steckt in diesem Fokus auf den kindlichen und jugendlichen Blick eine Art Ermächtigung der Kinder. Wir nehmen Euch ernst, scheint das Buch den Kindern sagen zu wollen. Ihr seid unsere Zukunft. Zum anderen soll das Wissen der Eltern entwertet werden, wie bei Inges Mutter, die noch an das Gute im Juden glaubt. Jahrzehnte des Zusammenlebens mit Juden haben den Erwachsenen die Augen verschlossen, so die Annahme. Die Jugend aber durchschaut den Feind – und versteht damit den nationalsozialistischen Antisemitismus intuitiv besser.

Natürlich ist das nicht so. Weder antisemitische Geschichten noch antisemitische Bilder sind unmittelbar einsichtig, auch wenn uns das hier suggeriert werden soll.

⁴ Ebenda, S. 24.

Vielmehr ist die Überzeichnung der jüdischen Fratze gerade nicht der Versuch, in simpler Propaganda zu behaupten, dass die Wirklichkeit so aussieht, mithin die realen Juden so aussehen. Das tun sie ja nicht, und das weiß auch jedes Kind. Man muss lernen, sie richtig zu sehen, wie auch der *Giftpilz* ganz zu Anfang verdeutlicht (Bild). Auch der Titel Giftpilz spielt darauf an: Man kann giftige Pilze nur schwer von essbaren unterscheiden – und so sei das auch bei Juden.

In gewisser Weise sagen die Bilder stets weniger als der Text. In sie muss man das hineinlesen, was droht, also den Wucher, den Schwindel, die Schändung, die Vergewaltigung. Man muss die Bilder emotionalisieren, d.h. das Kind wird aufgefordert, eine Angst in die Bilder zu legen, ohne dass die Bilder diese selbst zeigen. Den kindlichen Lesern wird hier nicht die Wirklichkeit in einer Karikatur vorgestellt; sondern sie sollen lernen, wie man die harmlos erscheinende Wirklichkeit eigentlich lesen muss, um die Gefahr zu verstehen, die von den Juden droht. Die Überzeichnungen sind also eine Art nicht-sichtbarer Wirklichkeit, die eigentliche Realität hinter der Realität.

Dass ist übrigens eine Figur, die unter antisemitischen Rasseforschern seit den 1920er-Jahren gar nicht so unbekannt ist, da es streng nach den Maßstäben der Rasseforschung als zunehmend unmöglich galt, dass eine jüdische Rasse wirklich existierte, weswegen man das Jüdische an einem Körper daher auch nicht durch physiognomische Verfahren sichtbar machen konnte. Wenn Sie so wollen: gerade weil nachgewiesen war, dass Juden statisch nur selten eine jüdische Nase hatten und haben, wird sie als Kennzeichen des Jüdischen immer wichtiger.

Lassen Sie mich zum Kinderbuch zurückkehren: Natürlich scheinen hier mehrere Emotionen eine Rolle zu spielen und nicht ‚nur‘ Angst. Die jüdische Fratze könnte etwa Ekel hervorrufen. Oder nehmen sie diese Darstellung einer angeblich jüdischen Tierschlachtung (Bild). Hier mag die Überschrift „Wie Juden Tiere quälen“ und das Gesicht des Jungens am Fenster mit weitaufgerissenem Mund Mitleid mit dem sterbenden Rind suggerieren.⁵ Das wäre aber zu prüfen, entweder indem man versucht genauer herauszuarbeiten, welche Emotionen bei der Herstellung dieses Kinderbuchs intendiert waren. Oder auch zu welchen antisemitischen Darstellungstraditionen diese Bilder und Passagen passen und welche Gefühle dabei vor dem Nationalsozialismus eine Rolle spielten. Oder indem man versucht zu

⁵ Ebenda, S. 38.

klären, wie dieses Kinderbuch rezipiert wurde, wer es gelesen hat und wie es gelesen wurde.

Man wird also genauer, als ich das hier kann, fragen müssen nach dem historischen Kontext eines solchen Kinderbuches (Bild), um vielleicht dessen emotionale Effekte und Wirkungen genauer beschreiben zu können. Als Historiker und Historikerinnen sollten wir aber über diese nationalsozialistischen Kinderbücher – und sogar viel umfassender über Darstellungen und Repräsentationen des Jüdischen im frühen 20. Jahrhundert – noch mal nachdenken. Ich bezweifle, dass wir solche Bücher einfach als simple Propaganda abtun können. Denn auch Propaganda muss wirken – und für mich als Emotionshistoriker heißt das vor allem, dass sie emotionalisieren muss. Wer z.B. in einem Kinderbuch eine Vergewaltigungsszene wirklich ins Bild setzt, dürfte eher Gefahr laufen, gegenteilige Abwehrreaktionen zu erzeugen. Funktionierende Propaganda ist eine Art Gradwanderung; es muss einiges an Überlegung angestellt werden, um eine gewünschte emotionale Reaktion wahrscheinlich zu machen.

Ich komme damit zu einem zweiten Teil meines Vortrags, indem es um zwei Fragen geht. Kann die Geschichtswissenschaft wirklich was zu Emotionen sagen und warum sollte sich spezieller die NS-Geschichtsschreibung mit Emotionen beschäftigen? Man könnte ja sagen, dass Emotionen eigentlich kein Gegenstand für Historiker und Historikerinnen sein können. Sie zu untersuchen und zu erklären, ist eher eine Aufgabe für Psychologen oder, im problematischen Fall, für Psychiater. Oft war das auch die Annahme in der Antisemitismusforschung, die eine Art Arbeitsteilung aufwies. Die historische Forschung ergründete, welche falschen Urteile, also welche *Vorurteile* die Antisemiten über Juden besaßen, versuchte diese historisch zu widerlegen und erklärte den Erfolg des Antisemitismus dann meistens mit einer gesellschaftlichen Krisensituation, in der die Menschen einfache Antworten glaubten. Dass Antisemitismus auch mit Emotionen belegt wurde, bestritt man dabei nicht; man fand nur, dass man es nicht untersuchen konnte. Das blieb den Psychologen oder vielleicht doch den Psychiatern und Psychoanalytikern überlassen.

Das ganze Problem ändert sich aber, wenn man von einer Annahme ausgeht, nämlich dass Emotionen eine Geschichte haben. Wenn ein Judenfeind des 16. Jahrhunderts die Juden anders gehasst hat oder sie anders eklig fand wie ein Antisemit des frühen 20. Jahrhunderts; dann müsste die Geschichtswissenschaft diese Unterschiede im Hass- und Ekelgefühl untersuchen und im besten Fall zu

erklären versuchen. In der Tat gehen ich und meine Kollegen und Kolleginnen vom Max-Planck-Institut von der Hypothese aus, dass wir unsere Gefühle zumindest z.T. herstellen, sie manipulieren, sie kanalisieren und sie unterdrücken.

Wir tun dies zumeist in Gruppen, oder, wie man es mit dem französischen Sozialtheoretiker Pierre Bourdieu beschreiben könnte, unsere Emotionen sind Teil unseres sozialen Habitus. Damit ist gemeint, dass Emotionen nicht nur eine Geschichte haben, sondern dass sie auch etwas Historisch-Gewachsenes darstellen, d.h. dass wir nicht davon ausgehen können, dass wir auf die gleiche Weise Hass empfinden, ängstlich sind, wütend werden etc. wie Menschen in einem anderen Kulturkreis oder in einer anderen historischen Epoche.

Es ist also denkbar, dass sich nicht nur die Art, wie man über die eigenen Gefühle Juden gegenüber gesprochen hat – also der Ausdruck antisemitischer Gefühle –, geändert hat, sondern die Gefühle Juden gegenüber sich selber verändert haben. Das klingt theoretisch – und ist es natürlich auch. Aber ich denke, dass man an Beispielen wie Hiemers Giftpilz Einblicke gewinnen kann, wie Emotionen neu kodiert, anders eingeübt und aktiviert werden können.

Lassen Sie mich zum Abschluss auf die zweite Frage eingehen: warum sollte sich spezieller die NS-Geschichtsschreibung mit Emotionen beschäftigen? Das Thema unserer Tagung „Volksgemeinschaft – Ausgrenzungsgemeinschaft“ ist ja unter NS-Historiker und -Historikerinnen in den letzten Jahren viel diskutiert worden. Für mich ergibt dieses Wechselverhältnis die Gelegenheit, über die Wirkung von Emotionen weniger auf der Ebene der NS-Propaganda nachzudenken, sondern mit Emotionen möglicherweise ein Licht auf die Prozesse von Gemeinschaftsbildung und Gemeinschaftszerstörung zu werfen. Als Historiker, der sich mit der modernen Geschichte des Antisemitismus und der deutsch-jüdischen Geschichte beschäftigt hat, lautet für mich eine der zentralen Fragen an die NS-Geschichte vor dem Ausbruch des Krieges so: Wie konnten die vielfältigen Beziehungen, die zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung bestanden, erst gelockert und dann zerstört werden? Wenn sie so wollen, kann man die Frage auch emotional formulieren: wie war es möglich, dass viele Nichtjuden Juden gegenüber Unbehagen, Misstrauen, Missgunst entwickelten, wenn sie nicht sogar anfangen, Juden zu verachten oder hassen?

Das sind keine unwissenschaftlichen Fragen, zumindest aus der beschriebenen Sicht der Emotionsgeschichte. Die in vielerlei Sicht und trotz des Antisemitismus vor 1933 erstaunlich gelungene Integration der Juden hatte ja auch viele emotionale Bindungen zwischen Juden und Nichtjuden geknüpft. Natürlich nicht bei allen, aber doch bei vielen. Ich erinnere nur an die Zahl von Eheschließungen zwischen ihnen, die im frühen 20. Jahrhundert stetig stiegen; gleichermaßen kann man hier die vielen längst alltäglich gewordenen Freundschaften, Bekanntschaften, Nachbarschaften etc. anführen. Erst damit wird deutlich, was nach 1933 zwischen Juden und Nichtjuden geschah; nicht einfach nur die abstrakte Ausgrenzung von jüdischen Menschen, sondern auch teilweise die Zerstörung von realen Beziehungen.

Für diese Prozesse war natürlich die politisch-juristische Dimension der Ausgrenzung sehr wichtig. Eine mehr oder weniger konsequente Politik des diktatorischen Regimes ermöglichte es, dass Juden aus dem alltäglichen Leben immer stärker ausgegrenzt wurden. Sie durften nicht mehr ins Theater, nicht mehr ins Schwimmbad, irgendwann durften sie sogar nicht mehr auf der gleichen Parkbank Platz nehmen wie Nichtjuden. Und die Nürnberger Gesetze, vor allem das sogenannte ‚Blutschutzgesetz‘, verboten ja alle intimen Beziehungen von Juden mit Nichtjuden als Rassenschande. Das hieß in der Alltagspraxis, dass man sich mit einer jüdischen Person des anderen Geschlechts kaum mehr öffentlich sehen lassen konnte, wollte man nicht Gefahr laufen, dass Rassenschande-Gerüchte aufkamen.

Nachdem bereits in den ersten Jahren nach der Machtübernahme die wirtschaftliche Existenz von vielen Juden zunehmend schwieriger oder sogar zerstört wurde, so brachen unter dem Druck dieser Gesetzgebung allmählich die sozialen Beziehungen zusammen. Aber Gesetzgebung ist nicht alles; es wäre denkbar gewesen – und es gibt solche Beispiele im Kleinen –, dass Nichtjuden ihre Beziehungen zu Juden aufrechterhalten; dass niemand anfängt, über Rassenschande zu spekulieren, wenn er einen Juden und eine nichtjüdische Frau zusammenstehen sieht. Parallel zur und verbunden mit der Gesetzgebung kam es zu einer Art emotionaler Entfremdung; man traute sich nicht mehr über den Weg; man wechselte die Straßenseite, wenn man den alten Freund entgegenkommen sah. Die vorhandenen Gemeinschaften mit Juden mussten schlicht auch emotional aufgekündigt werden. Man kann das u.a. an sehr vielen Tagebüchern, Memoiren und anderen Aufzeichnungen von Juden aus

dieser Zeit nachvollziehen: die schrittweise Vereinsamung der Juden ist mit den Händen greifbar und wird von ihnen auch mit zunehmender Resignation verbalisiert. Möglicherweise kann man aus emotionshistorischer Sicht also die Debatten über die Geschichte der Volksgemeinschaft in der frühen NS-Herrschaft ergänzen. Aus dieser Perspektive war die Volksgemeinschaft nicht nur ein mobilisierendes Ideal, um durch In- und Ausgrenzung eine heterogene Gesellschaft auszurichten. Gemeinschaftsbildung und Gemeinschaftszerstörung waren in der Tat zu einer alltäglichen Erfahrung geworden. In gewisser Hinsicht aber verdeutlicht erst das emotionale Erleben die mobilisierende Kraft des Ideals der deutschen Volksgemeinschaft und strukturierte die nun unterschiedlichen Erfahrungen, die man als Nichtjude oder eben als Jude machte und machen musste.